



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Klemperer, Victor: Grillparzers Österreichertum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Grillparzers Österreichertum

Von Victor Klemperer=Oranienburg



in Erkrankter vertraut sich ungern dem fremden, lieber dem Hausarzt an, der seine Natur seit langem kennt. Aber wendet sich die Krankheit zum Bedrohlichen, so zieht der Hausarzt gern einen fremden Fachgenossen zu Rat, der kühler, unbefangener, voraussetzungsloser und so auch wohl klarer sehen mag. Vor- und Nachteil der Nähe und Ferne für alles Betrachten ergeben sich hieraus. Der Nahe sieht das Einzelne besser, der Ferne das Ganze, und allzu nah und allzu fern bewirkt gleiches Verschwimmen des Gegenstandes. Ein Teilgebiet geistigen Betrachtens, auf dem diese Gefahren besonders häufig wirksam werden, ist das der Literaturgeschichte. Landsmann und Ausländer treten dem Dichter oft genug mit gleicher Ungerechtigkeit entgegen. So war es ein sehr glücklicher Gedanke, daß sich ein Ferner und ein Näher, der Franzose August Ehrhard und der Österreicher Moritz Necker, zu einer Grillparzer-Biographie verbanden, an der der französische Gelehrte wohl den Hauptanteil, der Wiener Autor aber keineswegs nur den des Übersetzers hat. (Verlag der Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München. 2. Auflage.) Das schöne, sehr schlicht geschriebene Buch stützt sich sorglich auf eine Unzahl von Vorarbeiten. Grillparzer, den man 1838 beinahe skandalisierend ablehnte, den man noch viele Jahre später in Deutschland wenig kannte, in Österreich nicht übermäßig respektierte, ist längst unbestrittener Klassiker, es gibt eine Grillparzer- wie eine Goethe-Philologie, immer genauere wissenschaftliche und volkstümliche Ausgaben seiner Werke häufen sich, und die österreichischen Literaturforscher August Sauer und Karl Glossy erscheinen wie die Feldherren eines Heeres von Grillparzerdienern. Eine bessere Einführung nun in diese ganze sich immer reicher entfaltende Welt als das Ehrhard-Necker'sche Buch ist kaum denkbar. Jedes einzelne Werk des Dichters wird betrachtet, jeder seiner Gedankengänge verfolgt, Kernpunkte findet man in Grillparzers eigenen Worten herausgehoben, und aus allem Einzelnen geht es doch immer wieder in das Ganze eines unendlich reichen und unsäglich armen, eines eigentümlichsten Lebens hinein, derart, daß, was dem Laien zur Einführung dient, dem Kenner als Überblick genutzreich werden muß.

Die Entstehung und der Zweck dieser Biographie lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß hier jede schroffe Einzelmeinung, sodann auch jedes bevorzugende Betonen einer besonderen Tätigkeit oder Eigenschaft des Dichters vermieden wurde, und so erhält man denn auch das leidenschaftslos gemalte Bild eines deutschen Klassikers, das nur einige spezifisch österreichische Züge aufweist. Dennoch — und das ist also nicht auf das Konto des Ehrhard-Neckerschen Werkes zu setzen — wirkte ein Punkt, der mich bei der Lektüre einzelner Grillparzerdichtungen immer mit Staunen erfüllt hat, in dieser lichten Zusammenrückung seines ganzen Schaffens geradezu überwältigend auf mich. Ich vergaß fast, daß ich es mit einem deutschen Dichter zu tun hatte, nur ein Österreicher und nichts als ein Österreicher blieb. Man verstehe dies recht. Die deutsche Generation, die jetzt in Blüte und Reife steht, ist nach 1870 geboren, der Begriff des Reiches, wie es damals zusammengeschlossen wurde, ihr überkommen und eingepägt, und unsereiner muß schon etwa zwischen Berchtesgaden und Salzburg wandern und vor den Grenzpfählen stutzen, die dort ein völlig Gleiches an Land, Leuten, Sitte, Sprache in zwei Nationen teilen, um zu begreifen, daß Natur und Geschichte zu sehr verschiedenen Gliederungen gelangen können, um zu verstehen, daß „die blanke unverstümmelte hochwüchsigc Germania“, für die Uhland im Frankfurter Parlament eintrat, wenn ein unmöglicher, so doch ein allernatürlichster Traum war. Ist der großdeutsche Gedanke aber in politischer Beziehung hierzulande geschwunden, so ist er im ästhetischen und kulturellen Sinn vollauf geblieben. Deutschland ist reich an Stämmen und Dialekten, und wo ein Dichter den Stoff aus seiner unmittelbaren Umgebung und Gegenwart nimmt, wo er die Volkssprache seiner engeren Heimat spricht (und Form und Gedanke sind nicht wie Kleid und Körper zu trennen!), da nennt man ihn wohl einen schwäbischen oder einen plattdeutschen oder einen österreichischen Dichter; aber das ist dann doch nur die nähere Bezeichnung, sozusagen der dichterische Vorname des Mannes, und sein selbstverständlicher Familienname ist der des Deutschen. Auch Grillparzer selber hätte niemals auf diesen Namen des deutschen Dichters verzichtet. Auf deutscher Klassik fußte sein Schaffen, das wußte er sehr wohl, und als ihm Goethe in Weimar die Hand reichte, da überwältigte den jungen Wiener das Gefühl, vor seinem Meister zu stehen, so sehr, daß er in Tränen ausbrach. Und dennoch: man kann bei Grillparzer, der nicht im Dialekt schreibt, der selten die Gegenwart unmittelbar wiedergibt, mehr als bei dem ganz wienerischen Raimund den Deutschen über dem Österreicher vergessen.

Und nun ist dies so merkwürdig: Österröichertum wird überall aufs stärkste spürbar, und forscht man ernstlich nach, so will sich der Grund der Erscheinung nicht leicht ergeben. Die Stoffwahl? Gewiß, drei große Historiendramen sind der österreichischen Geschichte entnommen, in der Lyrik, der zarten Erzählung vom „Armen Spielmann“, in der Autobiographie, den politischen und ästhetischen Studien kommt österreichische Gegenwart unmittelbar zu Wort, das tiefjinnigste

der drei Märchenspiele, „Libussa“, knüpft an die Sage von der Gründung Prags. Aber dem stehen doch die antikisierenden Stücke gegenüber und zwei Phantasiespiele, die nicht an Österreich gebunden sind, und die „Jüdin von Toledo“ und das Lustspiel, als dessen Ort das alte Franken gedacht ist, und das Esther- und das kleinere, nicht unbedeutendere Hannibal-Fragment; und in all dem pocht so vernehmlich das österreichische Herz. Wohl ist eine Erklärung dafür rasch bei der Hand und immer wieder abgegeben worden. Österreichische Milde und Weichheit nennen die einen, österreichische Schlassheit die anderen jenen eigentlichen Herzschlag der Grillparzerschen Werke und des Grillparzerschen Lebens. Österreichisch sei das Zurückschrecken vor Entschluß und Tat und Größe, österreichisch die geringe Widerstandsfähigkeit dieser Helden. Und solche Schwäche hätten sie eben von ihrem geistigen Vater ererbt. Der ließ sich entmutigen, weil ihm das Publikum Schroffheiten, der Staat nicht ausreichende Liebenswürdigkeiten erwies, spann sich bei vollkräftigem Mannesalter in Einsamkeit ein, „entzog sich dem Leben, bis es ihm das Dichten entzog“. Diese strengste Formulierung der Sache, von Hermann Bahr stammend, der in Grillparzer die Schlassheit des österreichischen Wesens überhaupt sieht und befehdet, weist darauf hin, daß es mit eben dieser bloßen Schlassheit als Erklärung für das österreichische Gepräge Grillparzers doch nicht getan sein dürfte. Denn ist es schon sinnlos, den Mann des straffsten dramatischen Gestaltens unter mißlichen Umständen einen Weichling zu schelten, weil sich in den so fest hingestellten Menschen etwas Weiches bekundet, so ist es erst recht sinnlos, Grillparzers einsame Jahre dichterisch tote zu nennen. Haben doch gerade sie zur Reife gebracht, was auf drei Gebieten des Dramas sein Bedeutendstes darstellt: das philosophische Märchen „Libussa“, die Historie „Ein Bruderkwitz in Habsburg“ und das ganz auf Psychologie gestellte Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo“. Da trifft viel eher Alfred Naar das Rechte, wenn er in seiner knappen aber tiefgreifenden Grillparzer-Studie jene angefeindete Zurückgezogenheit einen nur „scheinbaren Quietismus“ nennt, „hinter dem sich rastlose Selbstbetätigung verbirgt, die den geistigen Lebensgehalt erweitert und vertieft“, wenn er meint, daß Grillparzer „hierin in seinen späteren Mannes- und in seinen Greisenjahren nur mit Goethe zu vergleichen“ sei. Und dieser Vergleich kann nun zum Grund der Grillparzerschen „Schlassheit“ führen, und wie sie selber mit der dem Österreicher nachgesagten Lässigkeit nichts zu schaffen hat, so ist auch ihr Grund keineswegs etwas spezifisch Österreichisches. Der Goethesche Spruch: „Der Handelnde hat immer unrecht, niemand hat recht als der Betrachtende“ könnte als Motto über Grillparzers Leben stehen, das dieser zweischnidigen Weisheit unendlich stärker untergeordnet ist als Goethes freies und großes Dasein. Die Wiener hatten gar nicht so unrecht, wenn sie das Lustspiel „Weh dem der lügt“ ablehnten. Denn dieser schönste und wehmütigste Ausdruck Grillparzerscher Weltanschauung hat einen tragischen Kern. Die Lüge, sagt das Stück, ist das Häßlichste und Gemeinste in der Welt, dem Menschen vorbehalten — denn sonst ist wahr „die

ganze kreisende Natur, wahr ist der Wolf, der brüllt, eh' er verschlingt" —, den Menschen zum Teufel entstellend, und doch kann sich niemand, der handelt, der Lüge entziehen. Der fromme Bischof selber, der so eifrig gegen die Lüge predigt, hat das Thema zur eigenen Züchtigung gewählt.

Dem wär' ich wahr gewesen, als der König  
Mich jüngst gefragt, ob etwas ich bedürfe,  
Und hätt' ich Lösung mir erbeten für mein Kind,  
Es wär' nun frei, und ruhig wär' mein Herz.

Und vermag schon Bischof Gregor, der wenig vom Lebensgetriebe Bewegte, der Lüge nicht fern zu bleiben, wie tief muß sich erst Leon, der Küchenjunge, in sie verstricken, der einen wilden Griff ins Leben wagt. Zwar, da er auszieht, Gregors Neffen Atalus ohne Lösegeld aus der Gewalt der Barbaren zu befreien, verspricht er seinem geistlichen Herrn, jedes „bißchen Trug“ zu unterlassen, und wirklich verschmäht er nachher jedes verlogene Wort. Dann muß er sich aber doch von der heidnischen Edrita belehren lassen, daß er vielmals der Wahrheit ins Gesicht geschlagen habe, als er sich mit derber Zutunlichkeit und Offenheit bei ihrem Vater Kattwald einschmeichelte.

Es lügt der Mensch mit Worten nicht allein,  
Auch mit der Tat. Sprachst du die droh'nde Wahrheit,  
War Lüge dann, was dir erwarb Vertrauen.

Und wie die drei Flüchtlinge dann, der Retter Leon, Atalus der Gerettete und Edrita, die dem christlichen Glauben und mehr noch seinem Bekenner Leon Zugetane, von Atalus Umworbene, verwirrten Gefühls vor Bischof Gregor stehen, da verzweifelt der sanfte Eiferer an der Möglichkeit eines lügenfreien Wandels.

Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz,  
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich  
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —  
Und reden alle Wahrheit, alle, alle.  
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,  
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.

Der christliche Mann bescheidet sich dahin, die Erde „das Land der Täuschung“ zu nennen und sich auf den Himmel, „ein Land, das aller Wahrheit Thron“, zu vertrösten. Für Grillparzer, den unfirchlich, unschwärmerisch Gesinnten, der auch darin Goethe verwandt ist, daß er nach Klarheit über alles Erforschbare strebt und das Unerforschliche auf sich beruhen läßt, für ihn bleibt nur das Land der Täuschung, in dem nichts zu holen ist als Verstrickung in Lüge und Schuld, als Zerstörung des höchsten Seelengutes, der Harmonie. In „Weh dem, der lügt!“ hat er es mit milder Wehmut ausgedrückt, in seinen meisten anderen Stücken herrscht dieser Gedanke in ungemilderter Tragik. Und immer ergibt sich die für den Meister des Dramas, der auf Handlung gestellten Dichtungsart also, so seltsame Lehre: Handle nicht, verändere nicht den Zustand, in dem du dich befindest. Glücklich oder doch ein Anwärter des Glücks ist nur,

wer innerlich und äußerlich idyllisch lebt, das heißt wer sich in schlichter Stellung befindet und keine Unruhe in sich fühlt, von ihr fortzustreben. Der beruhigte Landmann Massud im „Traum ein Leben“ ist solch ein Glücklicher, seine Tochter Mirza wird nur durch ihre Liebessehnsucht im gleichen Glück gehemmt; sein Neffe Rustan ist unglücklich, weil ihn sein Tatendrang, gewiß kein ganz altruistischer, aber doch auch kein unedler, nur eben der stürmische Ehrgeiz der Jugend, aus dem Idyll hinaustreibt. Erbarmungslos enthüllt das atemlose Sagen der Handlung (die kein im Kern Erschlaffter, kein im üblichen Sinn „gemüthlicher Österreicher“ so vorwärts peitschen könnte!) die zerstörende Schuld, die Rustan im Aufwärtsklimmen anhäuft: Lüge ist der Anfang, indem der Ehrgeizige den Erfolg einer Tat, die nicht er vollbracht, an sich rafft, Totschlag am eigentlichen Täter, gemeinster Meuchelmord am väterlichen Freund und König, Tyrannei und schließlich Unterang in Verzweiflung sind die Folgen. Gibt es hier noch ein Versöhnliches außerhalb der Tragödie, da dieses ganze Verschulden nur das Schreckbild eines heilsamen Traumes ist, aus dem erwacht Rustan sich zur idyllischen Lebensauffassung des Oheims und der besorgten Braut bekehrt, so malt Grillparzer öfter das aus dem Handeln entspringende Unrecht und Unglück geradezu. Die Kleinen, die nach Größe streben, die Großen, die ihren Kreis erweitern wollen, jeder, der aus der ihm einmal bestimmten Lage, es sei wohin auch immer, hinausstrebt, geht qualvoll zugrunde. Der Böhmenkönig in „Ottokars Glück und Ende“ ist niemand anders als ein Rustan, der wirklich lebt, statt zu träumen, aus seinem Tatendrang, aus seiner Unrast ergibt sich blutiges Verschulden an den Nächsten und am ganzen Volke, danach ein traurig gewaltfames Ende. Sibussa zerstört sich, da sie aus ihrem halbgöttlichen Naturzustand ins Getriebe des werdenden Staates hinüberschreitet; Esther, die reinen Herzens aus ihrer Hütte an den Königshof geht, wäre im Verlauf des unvollendeten Dramas der Lüge und Schuld verfallen; Jason im „Goldenen Vließ“ erliegt den Folgen des kolchischen Abenteuers, das ihn aus hellenischer Ordnung in barbarische Wildheit führte; aber auch Medea, der wiederum jene Barbarei der gegebene Kreis war, zahlt mit Verbrechen, daß sie zum griechischen Wesen hinstrebte, und im Grunde ähnlich büßt auch Sappho mit einer zum Tode führenden Trübung ihrer Harmonie, daß sie zur Buntheit dichterischen Schaffens noch das bescheiden einfarbige Liebesglück des schlichten Menschen hinzugewinnen will. Ob einer hinauf oder hinab, ins Reine oder Dunkle, ins Weite oder Enge strebe — er strebt aus dem ihm gesetzten Zustand hinaus, er handelt und macht sich schuldig. Das ist die äußerste Folgerung jenes Goetheschen Spruches und ist die denkbar tragischste Lebensauffassung. Denn wer das „Handle nicht!“ als so unerbittliche, so gar keine Ausnahme zulassende Forderung aufstellt, der muß sich selber sagen, was Conrad Ferdinand Meyers Gutten dem ihm Ruhe verordnenden Arzt entgegenhält:

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:  
Nicht leben soll ich, weil ich leben soll.

Es ist ein Unding, diesen furchtbaren Seelenzustand — besonders furchtbar bei einem phantastieglühenden und so doch in seiner Art tatendurstigen Dramatiker — einfach als österreichische Schläffheit zu bezeichnen, äußerste Abkehr vom Handeln setzt kaum eine geringere Anspannung voraus als äußerstes Handeln selber, und in allem Superlativischen liegt Straffheit. Es ist auch ein Unding, das Ungeheure aus einem Kleinlichen herzuleiten, derart als sei Grillparzer in seinem persönlichen Fortkommen, in seinem persönlichen Ruhm durch österreichische Sünden und Unterlassungen seiner Umgebung gehemmt worden und deshalb solcher Bitterkeit verfallen. Nein, im Österreichischen zwar wurzelt auch für mich jene Lebensabkehr des Dichters, aber sehr viel tiefer und doch auch sehr viel sittlicher scheint sie mir darin verwurzelt zu sein. Ich meine so.

„Niemand hat recht als der Betrachtende“, sagte Goethe und pries dennoch das Handeln und war selber ein stark Handelnder. Denn er fand ein reiches Feld, auf dem das Unrecht des Tuns zum Minimum herabgedrückt wird, das Verdienst aber ein so großes ist, daß es jenen Erdenrest vollauf rechtfertigt: die Tätigkeit im Dienst der Menschheit schlechthin, im Dienst der Erziehung, der Naturwissenschaft. Und er vermied bis zum fast unbegreiflichen Ignorieren das Feld, auf dem das Unrecht des Handelns immer mit Notwendigkeit eingepfaltet ist: das Gebiet der Politik. Jedes Befassen mit Politischem wird immer auf eine Trübung der inneren Harmonie hinauslaufen, und wem der seelische Einklang lieb ist, der kann sich im Politischen nur dann wohl fühlen, wenn ihn die Größe der Sache, der er dient, die Lauterkeit des ihm vor-schwebenden Zieles über die Mißlänge des Tages fortträgt. Und nun fallen jene naturwissenschaftlichen und pädagogischen Neigungen Goethes bei Grillparzer wohl ganz weg, und was ihn außerhalb des Dichterischen bewegt, ist ein leidenschaftliches politisches Interesse, und in dem Staatswesen, das es umfaßt, ja geradezu glühend umkrampft, verspürt es gar nichts von der ersehnten Größe, sieht es kein Streben nach hohen Zielen. Im Vormärz peinigt ihn die Niedrigkeit der Regierenden, und die Revolution bringt ihm nicht Erlösung, sondern nur Verschlimmerung des alten Zustandes. Seine „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ leitet er mit dem Geständnis ein: „Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältnissen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist.“ Hier tritt denn der Grund des Lethargischen in Grillparzer deutlich zutage, und allerdings ist es eben ein österreichischer Grund, aber man verwechsle doch nicht diese tiefe, sein ganzes Schaffen bestimmende Bitterkeit des hingeebenen Politikers und Patrioten mit der erbärmlichen Griesgrämigkeit und Schläffheit eines zurückgekehrten Autors und Beamten. Der „maßvolle“, der „schlafe“ Grillparzer ist in diesem Punkt nur mit dem wild entzügelten Heinrich v. Kleist zu vergleichen. Wie es zum wesentlichen Teil die Not des Vaterlandes war,

was Kleist zeitig in den Tod stieß, so war es gleiche vaterländische Not, was Grillparzer zeitig dem tätigen Leben abhold werden ließ. Und der Verzweiflungsschrei des Preußen:

Wehe, mein Vaterland dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,

Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt

trifft, *mutatis mutandis*, auch auf den Österreicher zu, nicht so, als hätte ihn die kleinliche Schikane, der seine Historien begegneten, an diesem Schaffen gehindert, sondern insofern er schließlich nichts Rühmliches, nichts Hoffnungsvolles mehr zu sagen wußte, wo er so gern gerühmt und gehofft hätte, insofern er in seinen „Bruderzwist“ so viel von jenem entnervenden Stel hineingleiten lassen mußte.

Patriotismus war ihm eingeboren, vererbt vom Vater her, dessen Ende durch das Unglück von 1809 beschleunigt wurde, Vaterlandsliebe in jeglicher Form. Er hängt dem Heimatboden und dem österreichischen Volksschlag mit gleicher Innigkeit an.

Es ist ein gutes Land . . .

Wo habt Ihr dergleichen schon gesehen?

Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,

Nacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.

. . . . .  
 Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin  
 Und wärmt uns recht und macht die Pulse schlagen,  
 Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.  
 Drum ist der Österreicher froh und frank,  
 Trägt seinen Feh!, trägt offen seine Freuden,  
 Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!  
 Und was er tut, ist frohen Muts getan!

. . . . .  
 O gutes Land! o Vaterland! inmitten  
 Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland  
 Siegst du, der wangenrote Jüngling, da;  
 Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn  
 Und mache gut, was andere verdarben!

So hymnisch preist Horneck in „König Ottokars Glück und Ende“ sein Österreich. Und der Hymnus ist an den ersten Habsburger gerichtet, durch dessen milde Hand eben die von dem tschechischen Gewalt Herrn geschlagenen Wunden geheilt werden sollen. Der Liebe zu Volk und Land gesellt sich bei Grillparzer die Liebe zum Herrscherhause. Doch ist diese keineswegs mit der Demut und Hingebung einer Sklavennatur zu verwechseln, ist vielmehr die oft schmerz erfüllte Neigung eines freien Mannes, ja manchmal so etwas wie das halb mitleidige, halb zornige Liebesgefühl eines genialen Sohnes, der die Schwächen seines kindlich verehrten Vaters scharf erkennt. Grillparzer weiß sehr wohl, daß auch der Herrscher nur ein irrender Mensch ist, und daß gerade auf dieses schwerste Amt das fragwürdige Wort, wonach der Himmel mit dem Posten auch die nötige Begabung schenkt, am wenigsten zutrifft.

Glaubst: in Voraussicht lauter Herrschergrößen  
 Ward Erbrecht eingeführt in Reich und Staat?  
 Vielmehr nur: weil ein Mittelpunkt vonnöten,  
 Um den sich alles schart, was gut und recht,  
 Und widersteht dem Falschen und dem Schlimmen,  
 Hat in der Zukunft zweifelhaftes Reich  
 Den Samen man geworfen einer Ernte,  
 Die manchmal gut und vielmal wieder spärlich.

So sagt im „Bruderzwist“ der Kaiser selber, dessen Tragik eben darin besteht, daß er sich über seine geringe Eignung zum Herrscherposten klar ist. Und Grillparzer weiß es so genau, was diesen weisen Regenten und manchen anderen aus dem Hause Habsburg schädigt.

Nichts teurer ist hier Lands als der Entschluß —

das kehrt in mancher Variante und nicht nur in den Historien selber wieder. Dazu kommt, daß der Dichter jene größte und wohl unvermeidliche Gefahr aller absoluten Herrschaft kennt und haßt, die in der von Höflingen zwischen Volk und Herrn errichteten Scheidewand besteht. Wer die Unsitlichkeit des Höflingswesens mit so ingrinniger Satire gemalt hat wie Grillparzer im Esther-Fragment, der sollte ein für alle Male gegen den Vorwurf knechtischen Wesens gefeit sein. Enthüllt sich doch dort die ganze Verruchtheit einer zu selbstsüchtigen Zwecken auf Lüge und Intrige aufgebauten dummschlaunen Cliquenwirtschaft. Haman ist so gewöhnt, seinen Herrn zu belligen, daß er es gar nicht fassen kann, als er aus Esthers Reden den Ton natürlicher Wahrhaftigkeit heraus hört. Erst meint er, sie verstelle sich, dann hofft er, sich ihrer Aufrichtigkeit für seine Pläne bedienen zu können und tröstet sich also, es sei „die Wahrheit selbst mitunter nützlich“.

Wenn aber der Dichter derart die Gefahr der unumschränkten Herrschaft kennt, die sich doch erhöhen muß, wo willensschwache Männer die Krone tragen — warum atmet er denn nicht 1848 auf, warum erfüllt ihn Ekel über die Revolution, warum beweist er in seinem Loblied für Radetzky den gleichen „Servilismus“, der aus seinem peinlichen Drama „Ein treuer Diener seines Herrn“ spricht? Man kann sagen, es offenbare sich in solchem Verhalten zugleich das Kindlichste und das Reifste in Grillparzers Wesen: das Kindlichste — ein überlegener Sohn wird versuchen, den irrenden Vater auf bessere Wege zu leiten, aber er wird gegen den Vater Gewalttat weder selber begehen, noch von anderen dulden, das Reifste — mit dem bloßen Abschütteln einer unvollkommenen Ordnung ist es für Grillparzer nicht getan, er fürchtet, daß an ihre Stelle das völlige Chaos, als Pöbelherrschaft und Kulturvernichtung, treten könne. Und der geschichtlich und politisch Geschulte weiß ganz genau, daß die Gefahr des Chaos nirgends größer sein kann als da, wo die verschiedensten Stämme und Einheiten in einen Staatsverband zusammengeschlossen sind, als in Österreich also.

Es kommt aber etwas hinzu, was vielleicht über den heißesten Patriotismus noch hinausgreift, ihn zum mindesten wesentlich verstärkt. Für Grillparzer birgt der Staatsgedanke schlechthin, nicht bloß der österreichische, etwas Ehrfurchtgebietendes, etwas Religiöses. Der unkirchliche Mann, der im Himmel nicht Bescheid weiß und sich doch nach göttlicher Ordnung, nach Harmonie sehnt, sieht ihren Abglanz, ihr irdisches Bild im Staatsbau. Im einzelnen Menschen, und selbst im stärksten und besten, ist so viel Schwankendes, Zerriffenes, Ungefestetes, Ungeordnetes — im Staat, im idealen wenigstens, ist Ordnung, Stetigkeit, Harmonie. So muß sich der strebende Einzelne, seiner Schwäche und Kleinheit bewußt, an das Höhere, an das Ganze des Staates hingeben, um welchen Preis es auch immer sei. Ein Angehöriger des Herrscherhauses treibt Bancban's Frau in den Tod; der treue Diener seines Herrn unterdrückt die privaten Rachegefühle, wendet sich gegen seine Freunde, die ihn rächen wollen, tritt für die Vernichter seines privaten Glückes ein — denn so heißcht es ein Höheres, die Ordnung des Staates, über die er während der Abwesenheit des Königs zu wachen versprochen hat. Und in dem winzigen Hannibal-Fragment schält Grillparzer dieses Abwägen des Einzelnen gegen das Staatsganze so ungeheuer nackt heraus, daß man von reiner Philosophie reden könnte, hätte der Dichter nicht hier wie immer dem Denker ganz die Wage gehalten. Es ist nur eine Szene von hundertsechundsiebzig Versen, aber eine der schönsten und eigentümlichsten, die Grillparzer geschrieben hat (und in der Heraushebung dieses Fragmentes sehe ich einen besonderen Vorzug der eingangs erwähnten Biographie): Hannibal und Scipio auf dem Schlachtfeld vor Zama, vor dem letzten Schlag noch zögernd, nach friedlichem Vergleich suchend. Hannibal hat diese Unterredung erbeten; er ist noch nicht verzweifelt, aber er fühlt seine Schwäche, denn kein festes Staatswesen steht hinter ihm, und von Scipio befragt, ob er Karthagos Meinung ausspreche, erwidert er, „auf die Brust schlagend: hier ist Karthago“. Hannibal überragt seinen Gegner in jeder individuellen Beziehung, als Mensch und Feldherr, an Geist und Blut; und doch wird er ihm bestimmt unterliegen, denn Scipio steht nicht für sich da, nicht als Einzelner, sondern als Vertreter, als Glied einer größeren, einer stetigeren Macht, eines Unsterblichen: des Staatsgedankens. Er ist nicht das Individuum Scipio, sondern nur ein Römer, ein Werkzeug römischer Größe.

Als einen solchen siehst du mich; ein solcher  
 Bin ich des Siegs für morgen so gewiß,  
 Als diese Hand gewiß ist meinem Arm,  
 Und wär's, daß ich erlüge — sieh', ich glaub's nicht;  
 Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —  
 Wenn ich erlüge, wird ein andrer Römer  
 Vollenden, was der erstere begann.  
 Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —  
 Wenn Scipio fällt, doch triumphieret Rom!

Hier gelangt man auf den Punkt, der Grillparzer der Moderne so ganz nahe stellt und ihn wiederum doch so meilenweit von ihr entfernt. Er kennt, wie nur einer der modernsten Grübler, die Mannigfaltigkeit des Individuums und seine Gefahren. Von früh auf weiß er, wie sehr das Ich in seiner Freiheit und Stetigkeit bedrängt ist. Seine Mutter ist nervenkrank, zwei seiner Brüder erben ihr Leiden, er selbst ist von halluzinatorischen Dualen verfolgt worden, und vererbte Anlage bildet im Kern das Schicksal in seinem Erstling, der „Ahnfrau“. Auch Abhängigkeit von Stimmungen ist schon dem Dichter der „Ahnfrau“ bekannt und wird später von ihm in Rechnung gezogen. Weil der Erzherzog Maximilian im „Bruderzwist“ als ein behaglicher Mensch gezeichnet ist, so brauchte man deshalb seine Worte:

An einem roten Tisch fiel mir nichts ein,  
Ein blaubehangner führte gerade ins Tollhaus,  
Doch grün, das stärkt das Aug und den Verstand

nicht nur von der humoristischen Seite zu nehmen, könnte vielmehr darin eine völlig moderne Kenntnis von den seltsamen Abhängigkeiten des Nervenzustandes erblicken. Und vom „Traum ein Leben“, wo Rustans unterdrückte Triebe eine Nacht lang herrschen, wo er im Traum als ein anderer und doch als er selber handelt, führt ein kurzer Weg zu M. G. delle Grazie „Schatten“ etwa oder zu Schnitzlers „Frau mit dem Dolche“ herüber, zu den Dichtungen also, die der Unsicherheit des wachen Ichs, dem Schwanken der Grenze zwischen Traum und Wachen gelten. Wie man nun am sorglichsten beobachtet, am zärtlichsten liebt, was man in Gefahr weiß, so beobachtet, so liebt die Gegenwart das Individuum, und Grillparzer tut ebenso und ist ihr gewaltiger Vorläufer im Individualisieren. Wenn klassisch ist, was sich auf das Typische richtet, so steht Grillparzer der Klassik nicht näher als der Moderne, denn — das haben alle erkannt, die ihn ernstlich studierten — im Fortschreiten seiner Entwicklung meißelt er an seinen Gestalten immer und immer mehr das Besondere, das Individuelle heraus. Hero ist nicht nur das liebende Mädchen, Ottokar nicht nur der Eroberer, Banchan nicht nur der treue Knecht, sondern unter zahllosen Liebenden, Herrschsüchtigen, Getreuen wird man diese Menschen an besonderen Zügen als bestimmte Persönlichkeiten herauskennen. Und auch an modernen Bemühungen, die Sprache individualistisch zu färben, fehlt es bei Grillparzer nicht, obwohl er immer am Versgebrauch der Klassiker festhält. Wie scharf unterscheidet er schon im „Goldenen Vließ“ durch den Rhythmus barbarische Rauheit der Kolcher vom Wohlklang hellenischer Rede, und wie wenig hindert ihn im „Bruderzwist“ der Vers daran, Kaiser Rudolfs Sonderlingswesen auf die Seltsamkeiten seiner Redeweise auszudehnen. Gerade dieser Rudolph ist der Typus eines modernen Dramenhelden, des nur leidenden, nicht handelnden Helden nämlich. In seiner Mannigfaltigkeit, in seiner Zerissenheit und Bedrängnis sehen Grillparzer und die Moderne das Individuum gleicherweise, und darin stehen sie Schulter an Schulter. Aber nun heißt die

Parole der Moderne: Selbstgenuß des Individuums um jeden Preis, der Leitfaß Grillparzers: Hingabe des Individuums an ein Stärkeres, Ungespalteneres, an die bestehende Ordnung, die zumeist eine Staatsordnung ist, und in dieser Unterjochung des Einzelnen entfernt er sich vom Heute bis zur Unverständlichkeit.

Will man den Dichter gleichzeitig in so warmer Nähe und so eiskalter Ferne sehen, so lasse man das Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo“ auf sich wirken. Es ist modern, wie der König von Liebe als fast einer Krankheit, fast einem nur sexuellen Drang ergriffen wird, modern, wie er sich aus der Umklammerung durch übliche Moral, durch „Sittsamkeit noch sittlicher als Sitte“ zu Rahel hinschleicht, wie er alle Pflicht von sich wirft, um einmal wirkliches Leben zu genießen. Und es ist modern, so modern, daß vielleicht die ganze doch so stark auf gerade dieses Thema gerichtete gegenwärtige Dramatik keinen hier heranreichenden Charakter geschaffen hat, wie Rahel in sich das Schillernde der Wollust verkörpert, wie sie als dirnenhaftes, grausames Geschöpf gezeichnet ist (eine Perverse, ehe der Ausdruck erfunden war!), wie ihr doch nicht die menschlicheren Züge fehlen, wie ihr Charakter eben das seltsamste Gemisch aus Böse und Gut darstellt, wie man ihr mit solchen moralischen Bezeichnungen überhaupt nicht beikommen kann, da sie im Grunde ein rein animalisches, nicht denkendes, nur lebendes Geschöpf ist. Und es ist ganz und gar der Ausdruck des Heute, wenn Alfons, von allem moralischen Urteil absehend, zum Preis der ermordeten Geliebten sagt, sie sei eine Eigene, eine Individualität gewesen, sie sei immer ihrem Selbst gefolgt:

Ich sage dir, wir sind nur Schatten,  
Ich, du und jene andern aus der Menge;  
Denn bist du gut: du hast es so gelernt,  
Und bin ich ehrenhaft: ich sah's nicht anders;  
Sind jene andern Mörder, wie sie's sind:  
Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.  
Die Welt ist nur ein ew'ger Wiederhall,  
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.  
Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt,  
All, was sie tat, ging aus aus ihrem Selbst,  
Urpflöglich, unverhofft und ohne Beispiel.

Aber dann vor der Leiche der dem Staatswohl Geschlachteten geht eine Änderung mit Alfons vor sich — Grillparzer, der Meilenferne, ergreift die Zügel des Dramas. Nun weiß der König nichts mehr von Rahels Persönlichkeit und Lebensüberfluß, nun lag

Ein böser Zug um Wange, Kinn und Mund,  
Ein lauernd Etwas in dem Feuerblick  
Vergiftete, entstellte ihre Schönheit.

Nun ist sie die Sünde, die ihn von der Pflicht abgezogen, aus der ihm gesetzten Ordnung herausgerissen hat. Und reuig kehrt er in seinen Kreis zurück und

entföhnt sich, indem er mit neuem und reinem Eifer dem Staate dient, nicht mehr, wenigstens in seinem Bewußtsein nicht mehr, an oberster Stelle, die einen ganz unbemakelten Diener will, sondern als „Feldhauptmann“ seines unschuldigen Kindes. Von den Wirren seiner Individualität, seines persönlichen Wesens rettet er sich in das festere Gefüge des Staates hinüber. Es ist dies aber nur deshalb eine Rettung, weil er an die sittliche Tüchtigkeit, an die großen Ziele seines Spaniens nicht anders glaubt als Scipio an sein Rom. — —

Hätte Grillparzer, dessen außerdichterisches Interesse sich rein auf das Staatliche richtete, an sein leidenschaftlich geliebtes Österreich glauben können, wie jene beiden an ihre Länder glauben, so hätte der Satz vom Unrecht des Handelnden minder fesselnde Kraft für ihn gehabt. Es ist Österreichs staatliche Lähmung, die man in Grillparzers lethargischer Anschauung spürt — nur daß eben die Zusammenhänge dazwischen nicht jene oftmals angegebenen oberflächlichen und fast unsittlichen sind, daß es auch mit dem bequemen Wort von der allgemeinen Lässigkeit des österreichischen Wesens nicht getan ist.



## Beleidigung durch die Presse

Von Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser-Dresden



Gelegenheitsgesetze und Gelegenheitsgedichte haben eines gemein: sie passen auf den Anlaß, dem sie ihre Entstehung verdanken, aber im übrigen taugen sie meist nicht viel. So ist es mit der lex Heinze, so mit dem Paragraph Duchesne (§ 49a St. G. B.) und anderen, und so droht jetzt auch den Bestimmungen gegen die Beleidigung die Gefahr, zu ihrem Nachteil reformiert zu werden. Infolge einiger Prozesse der letzten Jahre hat sich vieler das Gefühl bemächtigt, daß der Strafschutz gegen Beleidigung, insbesondere gegen Preßbeleidigung, nicht genüge. Und alsbald sieht man sich genötigt, der angebahnten großen Strafrechtsreform mit einer „kleinen“ Reform voranzugehen, um die ärgsten „Mißstände“ unter anderen im Beleidigungsrechte hinwegzuräumen.

Der von der Regierung dem Reichstage vorgelegte Entwurf will das Höchstmaß der Geldstrafe für „üble Nachrede“ (§ 186 St. G. B.) von 600 Mark auf 1000 Mark und bei öffentlicher Verübung, insbesondere bei Verübung durch die Presse, von 1500 Mark auf 10000 Mark (also das nahezu Siebenfache!) erhöhen, und will außerdem zulassen, daß auf die Geldstrafe nicht nur, wie bisher, an Stelle, sondern künftig auch neben der Freiheitsstrafe erkannt werde. Zugleich soll der Höchstbetrag der im gegebenen Falle an den Beleidigten selbst zu zahlenden Buße von 6000 Mark auf 20000 Mark erhöht werden. Diese Vorschläge sind vom Reichstage am 12. Januar 1911 in zweiter Lesung bereits

Grenzboten II 1911

39